

Über Gestaltung streiten

Petra Schneider

Brauchen wir sie nun, „nachhaltige ästhetische Qualitäten“, oder brauchen wir sie nicht? Am Nein-Ende des Antwort-Spektrums gibt man sich indigniert: *Wollen und sollen wir uns ernsthaft noch mehr Verbindlichkeiten und Regeln zumuten in einer Welt, die durchreguliert ist wie keine zuvor? Und welche Instanz unserer demokratischen Gesellschaft wäre legitimiert, qualitative Regeln vorzugeben?* Von der anderen Seite des Spektrums her verweist man polternd auf das Gebot der Stunde, die entfesselten Finanzmärkte zu regulieren: *Und wann ist endlich Schluss mit dem destruktiven Neoliberalismus im gebauten Raum?*

Wem vor dem diffusen Feld der Ästhetik graut, der ist heilfroh, dass er es in der Debatte um Siedlungsflächenzuwächse, Nachverdichtungen und Baulandreserven in erster Linie mit überschaubarem Zahlenwerk zu tun hat und sich solche Fragen nicht zu stellen braucht. Wer aber eine gebaute Umwelt fordert, die Bestand haben soll, die bei den meisten Menschen angenehme Gefühle statt Fluchtreaktionen hervorruft, der stößt in eine gefährvolle dritte Dimension vor und betritt stark verminnetes Gelände.

Die Sprengfallen sind zahlreich und tückisch. Die architektonische Postmoderne hatte doch eben, es ist gerade mal zweieinhalb Jahrzehnte

her, eine (doppelcodierte) Teil-Rückkehr zum Geschmack der Massen gefordert und bösen Schiffbruch erlitten. Hat dieser Mehrheitsgeschmack nicht, sobald man ihn vom beengenden Panzer des Funktionalismus befreit hatte, auf der Stelle damit begonnen, dort draußen, in seinen Ein-Haus-Vorposten der Zivilisation, Material für den ästhetisch-ökologischen Super-GAU zusammenzutragen, sodass wir heute mit gutem Gewissen keinen Pinsel mehr in einen Farbtopf tauchen können und der zur Terrasse aufgeschüttete Kelleraushub zum Sinnbild unserer zivilisatorischen Ohnmacht geworden ist? So hat denn auch das Erbe des totesagten Funktionalismus nichts von seiner Explosivität verloren und ist bei einem unachtsamen Schritt jederzeit bereit, Wünsche nach Verständlichkeit, Überschaubarkeit, Nähe und Kontinuität oder Verweigerungshaltungen gegenüber dem Prestigeträchtigen, Großen, Auffälligen, Bunkerhaften, Schief-Verzerrten, Metallisch-Glänzenden, Horizontal-Gepolten, Vertikal-Gestreiften in guter alter Moderne-Tradition als „borniert“ und beschränkt zu schuldisieren.

Damit nicht genug, gebietet es die ökonomische Vernunft mehr denn je, dass Grundstücke Renditen abwerfen, Bauarbeiter beschäftigt werden und Fertigteilhausfirmen rote Zahlen

schreiben (schließlich ist sie auch diejenige, die gestalterische Qualitäten finanzieren muss). Verstreut herum in der dritten Dimension liegen außerdem die Pluralität der modernen Gesellschaft, die keinen überindividuellen ästhetischen Konsens erlaubt, und das individualistische Freiheitsaxiom, das Beschränkungen des individuellen Gestaltungsspielraums zugunsten kollektiver Interessen als Freiheitsverlust auffasst (und nur mit Hilfe einer *sehr* starken und ausdauernden Lobby überwunden werden kann).

Wollte sie ernsthaft reüssieren, müsste eine nachhaltige Ästhetik, Schritt für Schritt und mit allergrößter Umsicht, sämtliche Minen entschärfen. Dazu bräuchte sie ein Universalwerkzeug, das in der Lage wäre, alle Probleme zugleich und jedes für sich angemessen zu lösen. Sie bräuchte ein Wunder.

Es kommt tatsächlich einem Wunder gleich, dass dieses Werkzeug existiert. Sein Name ist Partizipation. Pluralismus und Individualismus erlauben keinen Konsens? Wahr ist, es kann keinen allgemein gültigen, von oben verordneten professoralen ästhetischen Willen geben. Wahr ist aber auch, dass sich Bürgerparlamente auf lokaler Ebene Gestaltungsregeln mit lokaler, begrenzter Gültigkeit erarbeiten – oder erstreiten – können, wenn ihnen die dafür nötigen demokratischen Instrumente zur Hand gegeben werden. Für zahllose politische Agenden braucht es, wie wir wissen, übergeordnete Ebenen. Die Gestaltung und Entwicklung unseres Lebensraumes aber kann, ja, muss in wesentlichen Teilen vor Ort entschieden werden. Allerdings nicht so wie in der Gegenwart, wo Konstellationen aus politischen Parteien ihre Entwürfe formulieren und sich mit Blick auf die nächsten Kommunalwahlen bemühen, widerstreitenden Einzelinteressen möglichst gerecht zu werden. Dieses Konzept ist, zugegeben, so schlecht nicht und wurde von der Geschichte als tauglich qualifiziert. Es schwächelt aber darin, dass die vielschichtigen Interessen und

Bedürfnisse des Lebens vor Ort sich im politischen Spektrum nur unzureichend widerspiegeln und oft mehr schlecht als recht repräsentiert werden. Es wäre an der Zeit, die Phase des Herumexperimentierens mit lokalen Agenda-21-Projekten und partizipativen Versuchen zu beenden und das Mitbestimmen und Abstimmen zu institutionalisieren.

Freiheit erfordert Gestaltungsspielräume? Freiheit bedeutet auch, von den Anmaßungen des individuellen Eigeninteresses verschont zu werden, kann nur dort gelebt werden, wo es überindividuelle Regeln gibt. Vernünftige Regeln töten Gestaltungsspielräume nicht, sie ermöglichen sie erst. Du brauchst zur Verwirklichung des guten Lebens Schubert-Sonaten? Dieser Wunsch ist nur dann realisierbar, wenn nicht aus tausend Fenstern nebenan Mick Jagger, Hansi Hinterseer oder Techno-Beats röhren. Damit der Einzelne sich verwirklichen kann, müssen alle ihre Lautstärke auf ein zuträgliches Maß herunterschrauben. (Bauliche Strukturen haben übrigens sehr viel mit musikalischen gemeinsam.)

Die ökonomische Vernunft erlaubt die Verwirklichung von Vorgaben des „guten Gestaltens“ nicht? Tatsache ist, dass beispielsweise die ökonomische Vernunft des Gewerbes nie

gefragt wurde, ob sie es gestatte, dass sie in ein Korsett aus tausend Regeln geschnürt wird (der Gastronom gibt gerne Auskunft über Vorschriften für berührungslose Wasserhähne mit Sensorautomatik, für Plastikschneidbretter, Höhe mal Breite der Toilettentür, die Mindestanzahl an vorgeschriebenen Stellplätzen für Automobile ...). Es kann gut sein, dass die ökonomische Vernunft, die stets das Gute verneint, bloß jene des großen Maßstabs, des großen Kalküls, des großen Einflusses, des großen Mehrwerts ist. Dieser aber ist nur zuzureden – richtig, mit jenen Kontroll- und Korrekturinstrumenten der Demokratie, die in der Lage sind, Interessenkonstellationen zu sezieren, und die da etwa wären Opposition, Gericht, unabhängige Presse und Partizipation der sogenannten „Zivilgesellschaft“.

Aber wie lösen wir das Problem der schier unüberwindbaren Kluft zwischen der Mehrheit der ästhetisch-gestalterischen Laien und der Minderheit der Kenner und Könnner? Irgendwann, im fernen Lokalparlament, müssten sich beide Gruppen der kommunikativen Vernunft eines Jürgen Habermas beugen, an einen Tisch setzen und dort über Entwürfe verhandeln oder, das darf ruhig sein, handfest streiten. Wenn zu einer

Abstimmungsrunde eines Lokalparlaments mit einem Einzugsgebiet von, sagen wir, dreitausend Personen, dreißig Engagierte gekommen sind und sich aus den Entwürfen von, sagen wir, drei Experten ihre Ultima Ratio destillieren – dann wird ein bestmögliches Ergebnis allerdings nur erzielt werden können, wenn sämtliche Disputanten und Disputantinnen ohne Angst miteinander reden können.

Angst ist die Causa prima. Sie schürt Aggressionen und Aversionen, bringt Arroganz und Ablehnung hervor, lähmt und fesselt und vereitelt den überindividuellen Konsens. Die einen fürchten sich vor ihrer eigenen Unzulänglichkeit und davor, vom Besserwissenden beschämt und erniedrigt zu werden. Die anderen fürchten um Prestige und Aufträge, wenn sie jenem Scharfrichter zuwiderhandeln, der Zeitgeist heißt.

Denn die Mechanismen, die der Kunsthistoriker Christian Demand im folgenden Beitrag mit Blick auf die bildende Kunst beschreibt, sind auf die ein oder andere Weise auch im Diskurs des Architektonischen, der räumlichen Gestaltung wirksam. Um eine produktive Streitkultur zu etablieren, müssen wir sie zuallerst verstehen.

AUTORIN:

Petra Schneider, Jg. 1964, Pädagogische Akademie, Studium der Geschichte in Wien; bis 2007 am Institut für Stadt- und Regionalforschung (Akademie der Wissenschaften, Wien), seit 2007 Redakteurin „Wissenschaft & Umwelt Interdisziplinär“; Schwerpunkte Umweltgeschichte, Raumgestaltung und -entwicklung. E-Mail: petra.schneider@fwu.at